

PATRICK
FLANERY

ICH BIN
NIEMAND

PATRICK
FLANERY

ICH BIN
NIEMAND

ROMAN

Aus dem Englischen
von Reinhild Böhnke

BLESSING

Originaltitel: *I Am No One*
Originalverlag: Tim Duggan Books, New York

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage, 2017

Copyright © 2016 by Patrick Flanery

Copyright © 2017 by Karl Blessing Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Geviert Grafik & Typografie
unter Verwendung eines Motivs von plainpicture/Dave Wall

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-89667-578-1

www.blessing-verlag.de

Für AEV & GLF

Als ich Anfang dieses Jahres nach New York zurückkehrte, hatte ich über ein Jahrzehnt in Oxford gelebt. Da es mir nicht gelungen war, eine feste Stelle an der Columbia University zu bekommen, glaubte ich, Großbritannien könne meiner Karriere einen Neustart ermöglichen, auch wenn ich immer vorhatte, nach Amerika zurückzukehren, und mir vorstellte, ich würde höchstens ein paar Jahre im Ausland bleiben. In der Zwischenzeit hat sich Amerika jedoch so drastisch verändert – durch Zufall bin ich direkt nach den Angriffen auf New York abgereist –, dass ich mir jetzt nicht weniger fremd vorkomme als während jener langen Jahre in Großbritannien.

Ich hatte zwar die britische Staatsbürgerschaft erworben und besaß ein Haus in Ostoxford, in einer Straße mit dem recht optimistischen Namen Divinity Road, die mit zunehmender Steigung auch an Wohlstandsflair gewinnt, doch die Integration von Einwanderern hat in Großbritannien keine Tradition, daher spielte es für meine britischen Kollegen, Freunde und Studenten kaum eine Rolle, dass ich von Rechts wegen einer der Ihren war. In erster Linie war ich Amerikaner und würde es immer bleiben. Vielleicht ist vollständige Assimilation möglich, wenn man als junger Mensch kommt, aber ich war in den Vierzigern und meine Gewohnheiten zu festgefahren, als dass ich sie noch hätte ändern und über den rechtlichen Status hinaus hätte Brite werden können.

Nach Abschluss meiner Promotion in Princeton hätte ich mir

nicht unbedingt die New York University als Arbeitsplatz ausgesucht, aber jetzt war ich euphorisch, als die Fakultät für Geschichte der NYU mich aufforderte, mich um eine Professur zu bewerben, und noch glücklicher, als mir die Stelle auch angeboten wurde, überzeugt davon, dass nun meine Jahre fern von der Heimat zu Ende waren. Es ist erstaunlich, wie sehr die Distanz die Haltung beeinflussen kann, und obgleich ich allein aus eigenem Antrieb nach Großbritannien gegangen war, wurde ich nach den ersten Jahren zunehmend unruhig und verbittert, weil mir ein vollwertiges amerikanisches Leben verwehrt blieb, so schien es mir jedenfalls damals. Ich machte meine früheren Kollegen an der Columbia University und welche Machenschaften auch immer dazu geführt hatten, dass mir dort keine feste Stelle angeboten worden war, dafür verantwortlich, dass ich nun als recht bescheidener Fellow und Dozent von vorn anfangen musste, an einem von Oxfords älteren Colleges, das, obwohl im fünfzehnten Jahrhundert gegründet, nicht die intelligentesten Studenten anzog und finanziell auch nicht aufs Beste ausgestattet war.

Dennoch empfand ich es mit der Zeit als angenehmen Aufenthaltsort, auch wenn das Arbeitspensum beträchtlich größer war als an einer vergleichbaren amerikanischen Institution, denn in Oxford werden Studenten weiterhin individuell oder in kleinen Gruppen unterrichtet und die Beratungs- und Betreuungspflicht ist stets dehnbar, anders als in der akademischen Welt Amerikas. Ich gewöhnte mich daran, dass der Collegekoch mir das Mittagessen auf meine Zimmer schickte, wenn er nicht zu beschäftigt war, und oft ein paar Leckerbissen (wir sagen dazu *tidbit*, die Briten *titbit*) vom High-Table-Dinner des vorigen Abends hinzufügte. In den Collegekellern gab es exzellente Weine, und das Leben verlief seit Jahrhunderten in den gleichen Bahnen, mit so gut wie dem einzigen Unterschied, dass nun auch Frauen aufgenommen wurden, was einige Dons zu meiner Zeit immer noch für eine verfehlte Modernisierung hielten, die den

Charakter von Oxford unwiderrüflich verändert hatte, davon ließen sie sich nicht abbringen.

Ich hatte Glück mit der Lage auf dem Immobilienmarkt und verkaufte vor meiner Rückkehr nach New York diesen Juli das Haus in der Divinity Road mit dem unglaublichen Profit von einer Million Dollar, die ich in ein Haus und etwas Land mit Blick auf den Hudson River ein paar Stunden nördlich der Stadt investierte, während ich die großzügig von der NYU subventionierte Wohnung in den Silver Towers in der Houston Street bezog. Schön ist die Wohnung nicht, aber es sind nur fünf Minuten zu Fuß bis zur Bobst Library, und ich habe es genossen, wieder in einer Stadt zu sein, die in einer Weise Weltstadt ist, wie es Oxford bestimmt nie sein wird, trotz der vielen internationalen Studenten und Wissenschaftler, die geschäftig durch seine Straßen eilen.

Die Heimkehr bedeutete natürlich, dass ich meine Tochter öfter als ein- oder zweimal im Jahr sehen würde, wie während meiner Zeit in Großbritannien üblich. Der Verlust meiner Festanstellung war mit dem Scheitern meiner Ehe einhergegangen obwohl beides nichts miteinander zu tun hatte und es keinen Schuldigen gab. Dennoch hatte diese Gleichzeitigkeit bei mir damals das Gefühl verstärkt, dass ein Neuanfang anstand; nicht nur meine Karriere in der akademischen Welt von Amerika war, soweit ich es beurteilen konnte, zu Ende, sondern auch meine Ehe.

Vor ein paar Wochen, mein erstes Semester in New York hatte gerade erst angefangen, hatte ich einen Termin mit einer Doktorandin, deren Prüfungskommission ich zugeteilt worden war. In Oxford hatte ich mir einen zwanglosen Umgang mit Studenten, besonders mit Absolventen, angeeignet, daher schlug ich Rachel ein Treffen in einem Café am Samstagnachmittag vor Thanksgiving vor. Das Café gehörte zu einer Reihe von Lokalen mit italienischem Ambiente in der MacDougal Street und behauptete, dort schon länger ansässig zu sein als wahrscheinlich war, aber

der Kaffee war günstig und die Gebäckauswahl in der Glasvitrine wirkte authentisch. Es half mir, den Kulturschock ein wenig zu dämpfen, den ich seit meiner Rückkehr nach Amerika empfand, und gestattete mir einen Moment lang zu glauben, dass jene Kennzeichen europäischen Lebens, die ich lieb gewonnen hatte, auch auf dieser Seite des Atlantiks sichtbar seien. Demzufolge kehrte ich regelmäßig jede Woche im Caffè Paradiso ein, zumal es auch der ruhige und geräumige Ort war, an dem man Freunde und Studenten treffen und lange Gespräche führen konnte, ohne das Gefühl zu haben, dass ein Kellner oder eine Kellnerin einen gleich hinauskomplementieren würde. Es hat mehr Atmosphäre und Lebendigkeit als irgendeins der Kettencafés und ist nicht so hektisch, wie die Lokale, die sich einen bohemehaften Anstrich geben und so überfüllt sind, dass man um einen Tisch kämpfen muss und dann den Druck herumkreisender Gäste spürt, die nach den ersten Anzeichen einer Bewegung Ausschau halten, die sich zu einem Aufbruch ausgewachsen könnte. Das Caffè Paradiso ist nicht schick oder hip, aber es hat eine schlichte Eleganz, der es, so vermute ich, seine lange Geschichte zu verdanken hat – entweder das, oder es dient als Deckadresse für Geldwäsche, was in dieser Stadt immer möglich ist.

Rachel erschien für gewöhnlich pünktlich zu unseren Besprechungen, und wir hatten bereits im September ein Treffen gehabt, das ich in Oxford als Dissertationsgespräch bezeichnet hätte, jetzt jedoch eher eine Beratung genannt hätte, oder, wenn das zu geschäftsmäßig klang, schlicht Verabredung zum Kaffee. In den zwei Monaten seither hatte ich wenig von Rachel gehört, bis sie mir den Entwurf eines Kapitels zusandte. Diese Arbeit, über die Geschichte des Ministeriums für Staatssicherheit in der Deutschen Demokratischen Republik, war sehr kompetent. Meine Reaktion beschränkte sich auf wenige Vorschläge dazu, wie sie ihren methodischen Rahmen präzisieren könnte, trotz-

dem schrieb ich ihr, dass ich ein weiteres Treffen vor den Ferien für sinnvoll hielt.

Da ich immer zeitig da bin, wohin ich auch gehe, hatte ich ein Buch mitgebracht, auch wenn ich nicht damit rechnete, dass Rachel mich warten lassen würde. Bei unserem ersten Treffen und bei allen darauffolgenden Besprechungen machte sie den Eindruck einer jungen Frau von außerordentlicher Akribie und Pünktlichkeit, sogar Penibilität. Zeit und Ort unseres letzten Treffens hatte sie mir bereits mehrere Tage im Voraus schriftlich bestätigt, ehe ich es getan hatte, und als ich verabredungsgemäß im Café an der südöstlichen Ecke des Washington Square ankam, hatte sie schon auf mich gewartet.

Bei diesem zweiten Treffen vor ein paar Wochen bestellte ich einen Café Americano, wählte einen Tisch am Fenster und schlug mein Buch auf. Ich erinnere mich jetzt nicht mehr, welches es war, vielleicht Paul Virilios *Open Sky* oder etwas in der Art, aber bald wurde mir bewusst, dass ich bereits zehn Seiten gelesen hatte, und als ich auf meine Uhr sah, war es fast Viertel nach vier, fünfzehn Minuten später als verabredet. Ich holte mein Handy heraus, ein altmodisches schwarzes Plastikteil, das keine E-Mails senden oder empfangen konnte, aber ich konnte Rachel zumindest eine SMS schicken, dachte ich, so wie manchmal meiner Tochter, wenn ich mit ihr verabredet war und im Verkehr stecken blieb. Als ich mein Telefonbuch durchsuchte, fand ich Rachels Namen zu meiner Überraschung nicht darin, obwohl ich sicher war, dass ich ihre Daten bei unserem Treffen im September eingegeben hatte.

Es vergingen weitere zehn Minuten, und ich holte wieder mein Handy heraus, prüfte noch einmal, ob ich nicht ihre Nummer übersehen hatte, vielleicht war sie unter dem Nachnamen statt dem Vornamen gespeichert, aber da war nichts. Möglicherweise hatte ich irgendwann den Eintrag versehentlich gelöscht, meine Finger sind nicht mehr so geschickt wie einst, und es fällt mir

schwer, die winzigen Tasten auf meinem Handy zu treffen. Vielleicht bildete ich mir auch nur ein, Rachels Namen und Nummer ins Telefonbuch aufgenommen zu haben, schlussfolgerte ich, oder ich erinnerte mich lediglich an eine Absicht, die ich nicht umgesetzt hatte.

Ich hatte den Kaffee aufgespart, beschloss aber nun, dass es keinen Sinn hatte, länger zu warten, und führte die Tasse zum Mund. Dabei fing ich den Blick eines jungen Mannes ein, vielleicht Ende zwanzig oder Anfang dreißig, der an einem Tisch gegenüber saß. Ich kann nicht sagen, wie lange er dort gesessen hatte, ob er schon da gewesen war, als ich hereinkam, oder ob er nach mir gekommen war, doch er nickte, oder vielleicht nickte er nicht, sondern gab mir ein Zeichen oder grüßte, und dann fing er an, so vertraulich mit mir zu reden, dass ich völlig überrascht war. In Großbritannien geschieht so etwas nicht oft. Dort ist das Misstrauen Fremden gegenüber so fest in der nationalen Psyche verankert – was vielleicht aus den Zeiten der Bedrohung durch die IRA oder aus noch früheren Zeiten, als während des Zweiten Weltkriegs die Furcht vor deutschen Spionen grassierte, stammt –, dass Fremde oft nicht einmal Blicke wechseln, und erst recht nicht miteinander reden, außer sie sind beide Ausländer und ein glücklicher Zufall ermöglicht es, sich mit jemandem an einem öffentlichen Ort zusammensetzen und gemeinsam den Kopf zu schütteln über das verwirrende Labyrinth des Londoner Verkehrsnetzes oder die Lebenshaltungskosten oder die Schwierigkeiten, die selbst dann entstehen, wenn man nur eine Straße entlanggeht, weil die Regeln, die einmal für Linksgehen gegolten haben mochten, durch die Verwandlung Londons in einen internationalen Mikrostaat durcheinandergeraten sind; obwohl Oxford weit genug weg ist von der Hauptstadt, folgt es als Satellit diesem Phänomen, und seine typisch englische Art weicht allmählich einem Kosmopolitismus, der sich mit brutaler Transformationskraft ausbreitet.

Vielleicht naht also der Tag, an dem die Art, wie Fremde in Großbritannien miteinander reden, normal und nicht mehr außergewöhnlich erscheint.

Doch hier in New York an einem kalten Novembertag verwickelte mich ein Fremder in ein Gespräch, und weil ich noch an die englische Zurückhaltung gewöhnt war, wirkte das so überraschend, dass ich zunächst nicht glauben konnte, dass er mich meinte.

»Hat man Sie versetzt?«

Ich stutzte, schaute zweimal hin, blickte mich im Raum um.

»Sprechen Sie mit mir?«

»*Sprechen Sie mit mir?* Das ist komisch«, lachte er, »wie De Niro, stimmt's? *Sprechen Sie mit mir?*«

»Hm, stimmt wohl.«

»Also? Hat man Sie versetzt?«

»Nein. So kann man das nicht sagen. Ich habe auf einen Studenten gewartet.«

»Student oder Studentin?«

Wieder blickte ich mich im Raum um. Das Café war nicht sehr voll, und der Ton des jungen Mannes war seltsam genug, dass ich mir nicht sicher war, ob ich die Unterhaltung fortsetzen sollte, und daran dachte, sie gleich an dieser Stelle zu beenden und mich zu verabschieden. Wenn ich bei Trost gewesen wäre, hätte ich genau das getan, aber im Rückblick wird deutlich, dass ich meinen klaren Verstand, oder vielleicht meinen britischen Verstand, verloren hatte und dem amerikanischen gestattet hatte, die Kontrolle zu übernehmen.

»Studentin.«

»Hübsch?«

Wieder sah ich mich um, diesmal um sicherzugehen, dass kein Bekannter in Hörweite war.

»Bitte?«

»Das heißt nein. Sie klingen wie ein Engländer.«

»Ich habe dort über zehn Jahre gelebt. Für die Engländer habe ich immer wie ein Amerikaner geklungen.«

»Nun, für mich klingen Sie britisch. Hat man Ihnen das schon mal gesagt?«

»Ein paarmal. Die Amerikaner haben im Allgemeinen kein gutes Ohr dafür. Sie glauben, dieser britische Schauspieler, wie heißt er doch gleich, der im Fernsehen einen Arzt spielt, sie glauben, er spräche mit einem rein amerikanischen Akzent. Dem ist nicht so. Es hört sich gekünstelt an, nicht natürlich entstanden, *as it were*.«

»Sehen Sie, das meine ich eben. Amerikaner würden nie *>as it were<* verwenden. Aber Sie klingen total britisch. Das ist Wahnsinn.«

»Da sollte ich mich wohl bedanken.«

»Sie ist also nicht hübsch, die Studentin, die Sie versetzt hat?«

»Sie ist recht attraktiv, aber das spielt keine Rolle. Sie ist eine exzellente Studentin.«

»Aber unzuverlässig.«

»Nein, nicht unzuverlässig. Es sieht ihr einfach nicht ähnlich.«

»Dann rufen Sie sie doch an.«

»Ich habe ihre Nummer nicht. Dachte, ich hätte sie ...«

»Altersvergesslichkeit?«

»Hören Sie mal, so alt bin ich nicht.«

»Sie könnten mein Großvater sein.«

»Ich bin noch nicht mal fünfundfünfzig.«

»Okay, beruhigen Sie sich, das war nur ein Scherz. Was unterrichten Sie?«

»Neuere Geschichte und Politik und ein Oberstufenseminar über Filme.«

»Cool.«

»Sind Sie Student?«

»Nee. Nicht mehr.«

»Sie wissen jetzt, was ich mache. Wollen Sie mir nicht sagen, was Sie machen?«

»Bin nur so ein Firmenheini.«

Und damit war, soweit ich mich erinnere, das Gespräch zu Ende. Wahrscheinlich war er im Alter meiner Tochter, er hatte sandfarbenes Haar und einen blassen Teint, der ihm das Aussehen eines vorwiegend mit Mais ernährten Mannes aus dem Mittleren Westen verlieh. Er hatte eines dieser Gesichter, in deren leicht gequält dreinblickenden Augen sich die Armut etlicher Generationen spiegelt – nicht unbedingt die seiner Eltern oder Großeltern, aber einer oder mehrere seiner Urgroßeltern waren oft nicht ausreichend satt geworden, vermutete ich, und dieser Hunger hatte sich in ihren Genen festgesetzt und sich an den Burschen vererbt, der Ende vergangenen Monats in einem italienischen Café in Greenwich Village ein Gespräch mit mir anfang. Er hatte ein Gesicht, das mich an die Porträtfotos von Mike Disfarmer erinnerte, an jene Sepiafotografien einfacher Leute aus Arkansas, wettergegerbt, die meisten davon schmal und mit einem leicht hungrigen oder gehetzten Ausdruck, als ob sie bei der Jagd nach etwas Fleisch plötzlich irgendwann bemerkt hätten, dass sie selbst von einem unsichtbaren Raubtier verfolgt wurden.

Die Begegnung an sich war nicht beunruhigend, obwohl dieser junge Mann von der Sorte war, die mich dazu brachte, auf dem Heimweg in der Dunkelheit des Spätnachmittags einen Blick über die Schulter zu werfen, und dann, als ich am beleuchteten Fenster stand und zur Houston Street hinaussah – oder vielmehr mein eigenes Spiegelbild anstarrte, während ich über den draußen vorbeifließenden Verkehr nachdachte –, fiel mir auf, wie sichtbar ich war; nur ein paar Stockwerke über Straßenniveau stand ich bei geöffneten Jalousien da, hörte Miles Davis und trank ein Glas Scotch, weil es schließlich schon halb sechs war. Und es war November und dunkel und ich fühlte mich

einsam, wirklich ziemlich verloren, und mir wurde klar, dass der Grund, warum ich das Gespräch nicht sofort beendet hatte, selbst als es seltsame Wendungen nahm, der war, dass ich es noch nicht geschafft hatte, die Verbindung zu meinen alten Freunden in dieser Stadt wiederaufzunehmen, es tatsächlich zugelassen hatte, dass diese Freundschaften während meiner Jahre in Oxford verkümmerten, sodass ich mich nun nicht länger imstande fühlte, Leute anzurufen, die einmal enge Freunde gewesen waren, und sie so unkompliziert zu fragen, ob wir uns auf einen Kaffee treffen könnten, wie ich dies meinen Studenten vorschlug, oder meinen Studentinnen, hübsch oder nicht. Ich beschloss, eine kleine Gruppe Kollegen zum Dinner einzuladen, dann erinnerte ich mich wieder daran, warum ich überhaupt so verunsichert war, und die Tatsache, dass ich dies für kurze Zeit vergessen hatte, verstärkte mein Unbehagen. Ich klappte meinen Laptop auf und dort, ganz oben bei den gesendeten E-Mails befand sich eine Mitteilung an Rachel, die ich offenbar an jenem Nachmittag, kurz nach vierzehn Uhr geschrieben hatte, also erst wenige Stunden zuvor. Darin fragte ich sie, ob wir unser Treffen auf Montag sechzehn Uhr in meinem Büro verschieben könnten, weil unerwartet eine andere Verpflichtung anstehe, von der ich mich zu meinem großen Bedauern nicht befreien könne, und sie möge das doch bitte entschuldigen. Und da war ihre Antwort, die ich offenbar gelesen hatte, in der sie mir versicherte, dass das gar kein Problem sei und dass ihr Montag, sechzehn Uhr, in meinem Büro sehr gut passe.

Nun erinnerte ich mich aber nicht daran, diese Mail geschrieben oder ihre Antwort gelesen zu haben, und es stimmte zwar, dass ich meinen ersten Drink vor achtzehn Uhr zu mir nahm, doch es war heute definitiv der erste. Zudem hatte ich mir die ganze Woche keinen Drink genehmigt, obwohl man glauben könnte, wenn ich so etwas erwähnen muss, hätte ich damit früher vielleicht einmal ein Problem gehabt, was auch nicht der Fall

ist, anders als bei sehr vielen meiner früheren Kollegen in Oxford, von denen meiner Schätzung nach eine Mehrheit Pegeltrinker war – und der Rest nicht weit davon entfernt –, Alkoholiker von der Sorte, wie man sie im amerikanischen Universitätsbetrieb nicht ohne Weiteres geduldet hätte. Tatsache war: Ich hatte diesen E-Mail-Wechsel mit Rachel nicht verdrängt oder vergessen, weil ich Alkoholprobleme habe, trotzdem wäre es beruhigender gewesen, wenn ich diese Sache aus Gründen vergessen hätte, die die Funktion meines Verstandes nicht infragestellten, und sie nicht in einem schwarzen Loch in meinem Gedächtnis verschwunden wäre. Vielleicht ist das bedauerlich, doch in solchen Augenblicken meines frisch reamerikanisierten Lebens, wenn mir plötzlich unbehaglich zumute ist oder ich schlicht eine solche Einsamkeit empfinde, dass keinerlei Kontakt mit Studenten und Kollegen sie mehr lindern kann, rufe ich meine Tochter an, und das tat ich denn auch an jenem Samstag vor ein paar Wochen. Ich stellte Miles Davis leise, griff zum Telefon und fragte Meredith, wie es ihr und Peter ginge.

»Gut, Dad, wir sind nur ein wenig gestresst. Wir geben heute Abend ein Dinner.«

»Jemand Wichtiges?«

»Ja, aber ich kann nicht – ich meine, ich sollte es wirklich nicht erzählen.«

»Bin ich nicht vertrauenswürdig?«

»Nein, nein, es ist nur, Telefonleitungen dieser Tage, man weiß ja nie. Vielleicht leide ich ja unter Verfolgungswahn. Aber wie geht's dir?«

»Gut. Etwas – es ist ... eigentlich nichts. Ich wollte nur deine Stimme hören.«

»Komm doch heute Abend, wenn du magst. Ich könnte noch jemanden gebrauchen. Und es wäre schön, dich zu sehen.«

Ich wusste nicht, ob die Einladung ernst gemeint war oder ob meine Tochter einfach Mitleid mit mir hatte, doch ich tat kurz

so, als protestiere ich, ehe ich annahm. Der Gedanke, den Abend allein in dieser Wohnung im Village zu verbringen oder sogar essen zu gehen und mir dann irgendeinen todernsten iranischen, türkischen oder sogar französischen Film im *Angelika* anzusehen oder eine Stunde bis zum Central Park zu laufen, nur um das Gefühl zu haben, mich unter anderen Menschen zu bewegen, mir vorzustellen, dass ich nicht allein auf der Welt war, gescheitert und eine gescheiterte Existenz, weil ich mich in die Gesellschaft von Fremden begeben musste, um eine Illusion von Verbindung zu schaffen, war mehr, als ich verkraften konnte. Solches Umherwandern, die ganzen Versuche, mich von meiner Einsamkeit abzulenken, verschlimmerten nur das Gefühl der Isolation.

Als ich die Stelle an der NYU annahm, habe ich nicht groß darüber nachgedacht, wie diese Veränderung, meine Rückkehr in eine Stadt, die ich trotz einer zehnjährigen Abwesenheit immer noch für meine Heimatstadt hielt, mein gesellschaftliches Leben beeinflussen würde, das in Oxford mit Kollegen bevölkert war. Viele von ihnen, muss gesagt werden, waren Ausländer wie ich, die das Gefühl des Fremdseins gegenüber den Engländern zusammenschweißte, gegenüber den Engländern oder der englischen Identität, die sich, wie ich mit der Zeit begriff, von der schottischen oder walisischen Identität unterschied (obwohl der letztere Begriff nicht allgemein gebräuchlich ist) und in der Wahrnehmung der Engländer oft mit der britischen Identität verschmolz. Ich hörte einmal, wie ein Moderator bei Sky News den Tennisspieler Andy Murray als »Englands große Hoffnung, und er ist Schotte« beschrieb, als wäre das ganze Land England, das doch nur ein Teil eines föderalen Staates ist, und nicht das Vereinigte Königreich. Auch wenn mir die englische Identität weiter fremd blieb, was im Grunde mit der Abschottungstendenz zu tun hat, die manchmal mit ihr verbunden ist, mit dem Unwillen, Einwanderer zu integrieren, war ich nicht, niemals, nicht einmal in den ersten Monaten meines Lebens in Oxford,

richtig einsam. Es gab endlose Gartenpartys, die abendlichen High-Table-Dinner mit Kollegen und Studenten, die jährlichen Essen für ehemalige Collegemitglieder und Empfänge, dazu bleibt Oxford ein überschaubarer Ort, wo die Gleichgesinnten sich trotz des erdrückenden Arbeitspensums zu heiterer Geselligkeit zusammenfinden. Die Pflege von Kontakten und Freundschaften prägt die pädagogische und intellektuelle Atmosphäre der altehrwürdigen Stadt genauso wie die Bibliotheken und Hörsäle, begriff ich.

Wenn ich also in New York – der Stadt, die ich liebe, eine Liebe, die mir während meiner Zeit in Oxford, dieser Stadt, die ich wegen ihres ganz eigenen Zaubers ebenfalls zu lieben lernte, Halt gab – spätnachmittags oder abends eine plötzliche Leere oder Einsamkeit spüre, ertappe ich mich dabei, meine Tochter zu oft anzurufen, besonders an den Wochenenden, und mich vielleicht zu suggestiv zu erkundigen, ob sie und Peter etwas vorhätten. Drei von fünf Mal lädt mich Meredith dann zum Essen in ihre Wohnung oder in ein Restaurant ein oder ich erfahre, dass sie eine Veranstaltung im Village oder im Szeneviertel Meatpacking District hat – eine Galerieeröffnung oder eine Party –, und sie schaut bei mir vorbei, ehe sie sich auf den Heimweg macht. Mir ist aufgefallen, dass meine Tochter, die, obwohl sie verheiratet und in jeder Beziehung erfolgreich ist, mit einer eigenen Galerie und wachsendem Renommee, bis vor Kurzem in meiner Vorstellung noch ein Kind war, wie ihr Vater eine Vorliebe für Single Malts hat, speziell für diese erdigen und beinahe medizinisch torfigen von Islay. Wir sitzen dann zusammen in meinem Wohnzimmer mit Miles Davis oder Ornette Coleman auf dem Plattenspieler, weil ich dazu übergegangen bin, tintenschwarze LPs zu kaufen, in einer Anwandlung, die meine Tochter mit ziemlicher Verachtung »Althipsterattitüde« nennt. Es fehlt zwischen uns nur noch eine kubanische Zigarre, obwohl das jetzt, da ich daran denke, ziemlich freudianisch klingt oder andeuten

könnte, dass, was ich mir wirklich gewünscht habe – was ich mir wünsche, was ich jetzt am meisten ersehne –, ein Sohn ist. Meredith ist die größte Freude meines Lebens und wird es immer bleiben, bin ich mir gewiss, wer auch sonst noch – so hoffe ich – Teil meiner Familie werden wird.

An jenem Samstag im November, als das Treffen mit meiner Studentin Rachel nicht zustande kam, nahm ich die U-Bahn zum Columbus Circle und ging in ein Lebensmittelgeschäft im Untergeschoss eines Gebäudes, das noch nicht da gewesen war, als ich zuletzt in der Stadt gelebt hatte; der Columbus Circle hat sich tatsächlich im Laufe der Jahre so verändert, dass ich ihn jedes Mal, wenn ich zurückkomme, kaum wiedererkenne. Wenn ich aus der U-Bahn auftauche, ohne dass mir gerade bewusst ist, wo ich bin, empfinde ich eine derart akute Desorientierung, dass ich auf einen Stadtplan schauen oder mich nach dem Weg erkundigen muss, um den Weg zum Central Park South zu finden.

Vielleicht hat es etwas mit der Scheidung zu tun oder mit der Tatsache, dass ich meine Sachen gepackt habe und fortgezogen bin, als meine Tochter erst dreizehn war, sie in der Obhut ihrer Mutter zurücklassend, oder sogar mit der demütigenden Weise, wie Meredith und Peter mein eigenes Leben verwandelten, indem sie mir Zugang zu einem Luxus verschafft haben, den ich nie für mich erwogen hätte (ich reise stets First Class, bewege mich im Eiltempo durch Fast Lanes und Pre-Approved Lines in Flughäfen, halte mich vor dem Abflug in VIP-Lounges auf und bediene mich an freiem Essen und Getränken), jedenfalls ist es mir nun unmöglich, mit leeren Händen vor ihrer Tür zu stehen. Wie viel ich ihr doch verdanke, wie sehr ich stets das Gefühl habe, die Jahre meiner Abwesenheit wiedergutmachen zu müssen. An jenem Abend kaufte ich in diesem überbezahlten Lebensmittel-

geschäft im Untergeschoss eine Flasche Laphroaig, weil sie den mag, obwohl er weder teuer noch selten ist, und einen Herbststrauß.

Meredith öffnete die Tür und mein Gott, was für ein Effekt! Für einen Vater war es fast atemberaubend, seine Tochter so zu sehen, in einem exquisiten schwarzen Kleid, mit Perlenkette, die schulterlangen dunklen Haare zurückgekämmt, ihre ganze Erscheinung in jeder erdenklichen Weise beherrscht, nur in ihrem Blick erkannte ich blanke Panik und vermutete, dass sie mich nicht aus Gefälligkeit eingeladen hatte, sondern weil sie Hilfe brauchte, um die Art Zusammenkunft zu überstehen, die einst für uns beide außergewöhnlich gewesen wäre, nun aber nicht bedeutungsvoller als jedes andere Geschäftsessen sein sollte. Warum sie mich nicht von vornherein eingeladen hatte, kann ich nur mutmaßen; vielleicht dachte sie, ich fände es langweilig, oder Peter war dagegen gewesen oder sie hatten nach meiner langen Abwesenheit aus ihrem Leben nicht an mich gedacht, obwohl wir uns während der vergangenen Monate häufig gesehen hatten, was für mich die Vermutung nahelegte, dass die Entscheidung, dass ich bei dieser Gelegenheit nicht dabei sein sollte, an einem bestimmten Punkt – oder auf einer bestimmten Ebene, dachte ich, denn es war immer klar, dass Peter sich in dieser Ehe als der »Entscheider« betrachtete – getroffen worden war.

Als ich Meredith die Blumen und den Scotch gab, beugte sie sich vor und küsste mich auf beide Wangen. Wie kultiviert wir innerhalb von zwei Generationen geworden sind. Meine Eltern hätten sich niemals einfallen lassen, jemanden auf so europäische Art zu begrüßen. Doch ehe ich noch weiterkam, erschienen zwei Securitymänner in Anzügen.

»Entschuldige, Dad, du verstehst, heute Abend kommt keiner ohne Sicherheitskontrolle herein. Du kennst das ja.«

Die Männer ließen einen Metalldetektorstab an mir hinabgleiten und klopfen mich ab, und als sie dann Entwarnung

gaben und bestätigten, dass ich unbewaffnet war und daher keine Gefahr für alle, die im nächsten Zimmer sein mochten, darstellte, folgte ich meiner Tochter in die Küche, in der sich Kellner vom Caterer und ein Koch drängten. Seit meiner Rückkehr nach New York und eigentlich seit Meredith und Peter vor zwei Jahren geheiratet haben, habe ich nicht erlebt, dass meine Tochter auch nur das Wasser für den Tee aufgesetzt hätte. Für gewöhnlich kocht die Haushälterin, aber für ein Ereignis wie das Dinner benötigten sie mehr Personal, und erst später begriff ich, wie wichtig der Abend war und welches Risiko Meredith gewissermaßen einging, als sie mich in letzter Minute eingeladen hatte (später entdeckte ich, dass jemand in letzter Minute abgesagt hatte, einer von Peters Kollegen, dessen Kind eine Lebensmittelvergiftung hatte, und ich mich, wie schicksalhaft, als Ergänzung anbot). Rückblickend bin ich mir nicht sicher, ob darin eine Spur Berechnung lag, doch ich möchte gern glauben, dass dem nicht so war, dass Meredith und mich genug Zuneigung verband und verbindet, dass sie mich eingeladen hatte, sowohl weil sie meine Unterstützung brauchte, als auch weil sie mich unterstützen wollte, mich aus meiner allzu offenkundigen Einsamkeit befreien wollte.

»Ich bin so dankbar, dass du kommen konntest, Dad. Ich brauche dich heute Abend.«

»Sei nicht albern, es ist mir ein großes Vergnügen.«

»Du bist so britisch geworden«, sagte sie lächelnd und rückte meinen Schlips zurecht. »Möchtest du was zu trinken? Es gibt Champagner.«

»Das wäre *lovely*.«

»Gott! *So* britisch.«

»Wieso ist das britisch, Liebes?«

»Amerikaner verwenden *lovely* einfach nicht auf die gleiche Weise.«

»Ist das verkehrt? Sollte ich versuchen, mich zu ändern?«

»Nein! Natürlich nicht.« Sie gab mir ein Glas Champagner, das ihr von einem Kellner gereicht worden war, mit dem sie durch eine leichte Kopfneigung in meine Richtung kommuniziert hatte.

»Wer kommt denn heute Abend? Kannst du es mir jetzt sagen?«

»Entschuldige das Ausweichmanöver, es ist ein Arbeitsessen für Peter. Albert Fogel und seine Frau und Fogels Mutter. Die übrigen Gäste sind alle Peters Kollegen«, und hier senkte sie die Stimme, »von denen ich die meisten nicht leiden kann, aber du weißt ja, sie waren alle auf denselben Privatschulen und Universitäten, und sie sind alle mehrfache Millionäre. Das sind die Leute, die das Land wirklich regieren, und die meiste Zeit haben sie keine Ahnung, wie allgegenwärtig die Auswirkungen ihrer Macht sind. Aber so ist das nun mal, das ist die Welt, in der wir leben.«

Es brach mir das Herz, meine Tochter in so desillusioniertem Ton reden zu hören, und ich fragte mich, ob die reiche Heirat dafür verantwortlich war; nicht dass ihre Mutter und ich arm gewesen wären, besonders ihre Mutter nicht, und man musste zugeben, dass Meredith selbst eine dieser Universitäten und eine dieser Privatschulen besucht hatte. Und diese Bildung war es, abgesehen von ihrer ausgeprägten, ein wenig altmodischen Schönheit, das Gesicht wie von Vermeer, die samtige, blasse Haut wie von Manet, all jene zufälligen genetischen Gaben, in Kombination mit ihrem klugen Geist und außergewöhnlichen Geschmack, die sie so attraktiv für eine gewisse Schicht junger Männer mit einem Auge für Schönheit, aber auch für Intelligenz, machte, die erkannten, dass meine Tochter, nicht von Geburt an verwöhnt, aber gut betreut, gefördert und vernünftig erzogen, eine stabile Partnerin wenigstens für die ersten zehn Jahre ihres Berufslebens sein würde. Ein Kollege in Oxford hatte gewitzelt, als er vor ein paar Jahren von Meredith' Verlobung

hörte, dass man sich nur wünschen könne, den zehnten Hochzeitstag seiner Kinder zu erleben; auf mehr zu hoffen wäre töricht, sogar anmaßend. Das Zeitalter der Beständigkeit ist vorbei.

An jenem Abend saß Albert Fogel, der neu gewählte Bürgermeister von New York, neben Peter am Ende der Tafel, die Frau des Bürgermeisters neben Meredith ihnen gegenüber, und mir wurde Caroline zugeteilt, die verwitwete Mutter des Bürgermeisters, die sich für eine Künstlerin hielt. Die übrigen Plätze wurden von Peters Kollegen eingenommen, die meisten davon arbeiteten bei seiner Zeitschrift oder anderen Zeitschriften oder Zeitungen, wobei ich mich fragte, ob sie ihre Publikationen noch mit solch altmodischen Begriffen definierten, oder ob sie sich selbst nicht stattdessen als die Titanen von »Nachrichtenagenturen« oder »Informationsplattformen« oder sogar »Medienökosystemen« sahen.

»Und was machen Sie so?«, fragte mich Caroline beim See-teufel, nachdem ich ihr eine halbe Stunde lang dabei zugehört hatte, wie sie von Meredith' großartiger Karriere schwärmte, wie berühmt zu werden sie im Begriff sei und wie sie, Caroline, hoffte, dass ich bei meiner Tochter vielleicht ein gutes Wort für sie einlegen könne, denn zu ihrer Zeit habe sie so viel Glück gehabt, von einigen der großen Galerien ausgestellt zu werden, und sie schaffe immer noch Kunst, sei noch nicht aus dem Spiel, sie arbeite an einer Gemäldeserie über den alternden menschlichen Körper, »Selbstporträts meiner eigenen einzelnen Körperteile. Und worüber arbeiten Sie, Jeremy?«

»Über deutsche Geschichte und Politik des zwanzigsten Jahrhunderts, ein wenig Politiktheorie. Ich habe eine Geschichte der Ostdeutschen geschrieben, die dazu gezwungen worden waren, als Informanten für die Stasi zu arbeiten.« Mrs. Fogel nickte, doch ich spürte, dass ich ihre Aufmerksamkeit verloren hatte. »Jetzt leite ich einen Kurs über Filme, dafür interessiere ich mich im Moment am meisten, glaube ich, vielleicht ist das ein Zeichen,

dass mein Gehirn anfängt zu verkümmern, dass ich nicht länger die Geduld für harte Forschungsarbeit in Archiven habe und mir lieber einfach Filme ansehen möchte.«

»Filme. Wie interessant«, sagte sie, und ich war sicher, dass sie abgeschaltet hatte. »Mein erster Mann war Regisseur. Er hat immer versucht, mich nackt zu filmen. Ich habe den Trottel schließlich entsorgt und Alberts Vater geheiratet. Der war Rechtsanwalt. Genauso neugierig, aber nicht so aufdringlich. Ich denke, er war vielleicht homosexuell. Schauen Sie nicht so entsetzt drein! Er war nie sehr an Sex interessiert oder daran, mich nackt zu sehen, und offen gesagt, passte mir das sehr gut, aber du lieber Gott, er wollte alles über meinen *Geist* wissen. Es war anstrengend, aber er zog mit mir raus nach Connecticut, und das war einfach himmlisch.«

»Sie mögen New York nicht?«

»Es ist so schmutzig, so hektisch. Ich hasse die vielen Hundehaufen auf den Bürgersteigen. Mir wird davon übel.«

»Ich bin gerade wieder hergezogen, nach über zehn Jahren in Oxford.«

»Warum wollten Sie denn nach New York zurück? Oxford ist hübsch, so friedlich. Ich habe früher davon geträumt, ein kleines englisches Cottage mit einem Reetdach inmitten einer Wiese zu haben. Etwas wie *Howards End*, wissen Sie, mit dem Baum und den Schweinezähnen in der Rinde und all dem. *So* romantisch. *So* englisch. Warum wollten Sie das alles hinter sich lassen? Hier gibt es nichts Vergleichbares, nicht in New York, und auf dem Land ist es in Amerika so *wild*, so gefährlich. Man könnte Luft holen und tot umfallen.«

»So schlimm ist es gar nicht.«

»Ich weiß nur, dass ich das idyllische Ambiente der englischen Landschaft liebe, wie auf den Gemälden von Constable, ihre Behaglichkeit, nichts außer der eigenen Torheit kann einen töten. Oh, Sie wecken in mir den Wunsch, wieder dorthin zu rei-

sen! Ich sollte eine Reise für nächstes Frühjahr planen, wenn die Hasenglöckchen blühen. Ich erinnere mich an einen Wald voller Hasenglöckchen in der Nähe von Oxford, damals in den Sechzigern, und mir war zumute, als sei ich ins Elfenland geraten. Albert war damals noch ein Baby, und wir drei hatten diesen wunderbaren vierzehntägigen Urlaub, in dem wir im Auto durch Südengland fuhren. Wie können Sie es ertragen, all das zurückzulassen?«

Ich dachte an die Lastwagen, die an meinem Haus in Oxford vorbeidonnerten und die Fenster erzittern ließen, obwohl es eine Wohnstraße war, an die Studentenfeten nebenan, die manchmal einen Anruf bei der Polizei notwendig machten, und an die banale Hässlichkeit von so vielem in Ostoxford, die Bautätigkeit, die sich an der Cowley Road jahrelang hinzuziehen schien, die unsicheren Gehsteige aus kleinen quadratischen Betonplatten, die im Regen absackten und wenn man drauf trat hochklappten, um mir die Hosenbeine nass zu machen, mal abgesehen vom Dröhnen des Rings, der um die Stadt herumfährt. Es gibt wenig wirklich Friedvolles am heutigen Oxford.

»Die Wahrheit ist, dass ich Amerika vermisst habe. Und die NYU bot mir mehr Geld für weniger Lehrtätigkeit an. Und natürlich sind Meredith und Peter hier, und meine Mutter wohnt in Rhinebeck. Die Familie spielte auch eine große Rolle.« Ich erzählte Caroline das, weil keiner hören will, dass ein Ort, von dem man romantische Vorstellungen hat, genauso alltäglich und unzulänglich ist wie alle anderen Orte. Und ich weiß, dass Oxford auf eine ganz besondere Weise schön ist, trotz aller Mängel, aber ich befand mich auch noch im ersten Ansturm meiner erneuerten Liebesaffäre mit New York, mit dieser großen Weltstadt, die mit nichts in der westlichen Welt vergleichbar scheint, und an jenem Abend wollte ich nicht hören, Oxford wäre ein besserer Ort gewesen, um den Rest meiner Karriere zu verbringen, in meiner ruhigen Position als Collegemitglied und

Professor. Nichts hätte mich davon abhalten können, dort zu bleiben, außer dem Wunsch, weniger zu arbeiten und besser entlohnt zu werden und meine Tochter öfter als zweimal jährlich zu sehen und wieder in der Stadt zu leben, die mir einst so viel gegeben hatte.

Damals dachte ich nicht an all das, was mir New York weggenommen hatte, nämlich meine Frau, meine Ehe, eine geradlinige Karriere in Amerika und somit ein unkompliziertes Gefühl dafür, was Heimat bedeutet. Natürlich fand ich Oxford schön, besonders an diesen unheimlich langen Sommerabenden, wenn ich mit Freunden in den Parks der Universität auf dem Rasen lag oder wenn wir mit Stechkähnen auf dem Cherwell fuhren und die Boote zum Ufer stakten, um auf dem Wasser zu picknicken, während Schwäne vorbeiglitten und der Weißdorn seine Blüten fallen ließ. Vielleicht war das Schöne an den Rändern, das Hässliche, das am Idyll nagte, zum großen Teil dafür verantwortlich, dass alles, was schön blieb, so bezaubernd, so verwandelnd wirkte, bei mir den Wunsch weckte, mich mit dieser Schönheit zu vereinen, mir eine weichere Sprachmelodie anzugewöhnen und ihr auch die Vokale anzupassen. Bei meiner Rückkehr nach Amerika habe ich immer häufiger bemerkt, dass viele Amerikaner mich nicht mehr so sehen wie früher, dass ich für sie etwas anderes bin als ein Amerikaner, obwohl ich weiß, dass ich mit Anstrengung und gezielter Entschlossenheit zum Ablegen der in England erworbenen Ticks in meiner Aussprache und meinen Angewohnheiten noch als mein altes Selbst durchgehen könnte, oder als eine auf subtile Weise veränderte Version desselben.

»Ich denke, Sie werden feststellen, dass sich Amerika während Ihrer Abwesenheit sehr verändert hat«, sagte Caroline, die sich zur Seite lehnte, während ein Kellner ihren Teller abräumte. »Als die Republikaner den Kalten Krieg nicht mehr hatten, der ihnen zu tun gestattete, was sie wollten, mussten sie einen neuen erfinden, diesen Krieg gegen den Terror – eine unglückliche Be-

zeichnung. Was sie sich nicht vorstellen konnten, ist, dass der Krieg gegen den Terror die Grundlage für einen neuen Bürgerkrieg geschaffen hat, indem er wachsame Augen überallhin richtete, sogar innerhalb der Grenzen dieses Landes. Das ist es, was die Tea Party und solche Leute wollen, obwohl sie es wahrscheinlich Revolution nennen würden, aber in Wirklichkeit ist es überhaupt keine Revolution. Es bedeutet, ein Teil der Bevölkerung ist entschlossen, so zu leben und zu regieren, wie es den meisten von uns ein Gräuel ist. Ich weiß ja nicht, ich bin nur eine Malerin, und vielleicht ist das, von dem ich rede, ja die genaue Definition von Revolution, aber es ist keine, die von der Allgemeinheit unterstützt wird, wie sehr man sie auch als solche präsentieren möchte.«

Während der Abend voranschritt, stellte ich fest, dass die Mutter des Bürgermeisters intelligenter war, als es zunächst den Anschein gehabt hatte. Sie sah aus und hörte sich an wie Lauren Bacall, die ich einst auf der Park Avenue in ein Auto steigen gesehen hatte; Caroline besaß die gleiche Eleganz und Anmut und die Art tiefer Stimme, die entweder auf eine ungewöhnliche Physiognomie hindeutete oder aber darauf, dass sie ihre Stimmbänder viele Jahre lang in Whisky und Zigarettenrauch mariniert hatte. Sie musste in den Achtzigern sein, hätte also leicht meine Mutter sein können, und sie sprach mit der oft irritierenden Art der Alten, die noch klar im Kopf sind und ihre Weisheit und ihr Wissen unbedingt allen vermitteln wollen, die zuzuhören bereit sind. Ich war bereit, höflich zuzuhören, meiner Tochter und ihrem Mann zuliebe, obwohl Peter nicht viel getan hat, um meine Zuneigung zu gewinnen. Ich finde, er ist ein ziemlich kühler Kotzbrocken, den Hooray Henrys von Oxfords Bullingdon Club, diesen lärmenden jungen Leuten der englischen Oberschicht, nicht unähnlich, die amerikanische Entsprechung jener arroganten Schnösel ohne Interesse für gewöhnliche Leute und ohne echtes Verständnis dafür, wie die Armen leiden. Der

Unterschied, was Peter betrifft, ist aber, dass er seine politischen Anschauungen und sein Herz angeblich auf dem rechten Fleck hat, das heißt, aus meiner Perspektive, dem linken, obwohl er zu den Superreichen gehört. Ich glaube, es ist fair, Peter dieser Kategorie zuzuordnen, denn diese Menschen, die von Geburt an reich sind, die, wie seine Mutter scherzend sagte, schon im Mutterleib Steuern gezahlt haben, können die Realität, mit der die meisten Amerikaner konfrontiert sind, nie ganz begreifen, ganz zu schweigen von der Realität, mit der völlig verarmte Menschen andernorts auf der Welt konfrontiert sind, und denen gegenüber Amerikas Arme vergleichsweise wohlhabend aussehen würden.

Ich lernte an diesem Abend den neuen Bürgermeister und seine Frau kennen, wir sprachen beim Kaffee kurz miteinander, während wir alle trotz der Kälte auf die Terrasse hinaustraten, um auf die Lichter im Central Park und die leuchtenden Gebäude drüben auf der Upper East Side zu schauen. *Das*, dachte ich, *das* ist es, warum ich nach New York zurückgekommen bin, weil ich nirgendwo sonst gewesen bin, wo man solche Stadtansichten geboten bekommt. London ist eine Stadt von großer Vorkriegsschönheit und viel Nachkriegstristesse, Paris kann bei all seiner Pracht monoton und museal sein, Rom ist chaotisch, Berlin ein wildes Durcheinander, aber New York hat trotz der starken Zunahme von neuen Wolkenkratzern in jüngster Zeit gewisse urbane Lösungen gefunden, die es zu einer der dynamischsten Städte in der Welt machen. Zugegeben, ich war noch nicht in Asien, und Kollegen sagen mir, dass ich, um die Stadt der Zukunft zu sehen, Shanghai und Tokio und ein Dutzend weiterer Städte besuchen muss, die mir eine ganz andere Geschichte erzählen würden. Eines Tages vielleicht, obwohl die Aussicht auf eine solche Reise allmählich immer geringer wird, während die Tage vergehen und ich in diesem Zimmer sitze und diese Seiten vollkritzle und mich frage, was für eine Zukunft noch auf mich wartet, was der Sinn meines Berichts hier sein

wird, wer ihn lesen wird, ob er mehr als ein exzentrisches Vermächtnis für meine Erben sein oder eines Tages dem Beweismaterial hinzugefügt werden wird, eine Sache, die eher unter Verschluss gehalten als öffentlich zugänglich gemacht werden muss. Ihr, die ihr das lest, wer und wie zahlreich auch immer ihr seid, werdet ohne Zweifel schon eure Schlussfolgerungen ziehen, was mich betrifft, werdet zwischen den Zeilen lesen und Vermutungen anstellen, trotz meiner Unschuldsbeteuerungen.

Fogel war charmant, doch ich spürte, dass ich in seinen Augen eine Person ohne große Bedeutung war. Der einzige Grund, warum er sich beim Kaffee mit mir unterhielt, war, dass ich der Vater seiner Gastgeberin war und er sich auf das Wohlwollen von Medienmoguln wie Peter und seinen Kollegen verließ, um die Stadt davon zu überzeugen, dass sein Plan, New York zu einem gerechteren, egalitäreren Ort zu machen, das ökonomische Wachstum nicht zunichtemachen würde, das man mit der Politik seines Vorgängers verband. Wir sprachen nur kurz miteinander, und er zeigte kein echtes Interesse an mir. Ich nahm es ihm nicht übel. Wer bin ich schon? Doch nur ein akademischer Historiker, ein Professor, der vielleicht noch fünfzehn oder zwanzig Jahre lehrt und ein oder zwei Generationen anderer Wissenschaftler beeinflusst, obwohl diese Zukunft jetzt – alle Aspekte meiner Zukunft – wahrhaft ungewiss erscheint. Jedes Wort, das ich zu Papier bringe, kann das letzte sein, das ich in Freiheit schreibe, stelle ich mir vor.

Als an diesem Abend alle nach Hause gegangen waren und ich mit Peter und Meredith allein geblieben war, während das Personal den Abwasch erledigte, ließen wir drei uns im Arbeitszimmer nieder. Ich dachte, Meredith würde vielleicht den Laphroaig aufmachen und war überrascht, dass sie es nicht tat, obwohl wir alle den ganzen Abend hindurch getrunken hatten, drei verschiedene Weißweine, einen für jeden Gang, von einer Qualität, die ich inzwischen von Peter erwartete.

»Warum bleibst du nicht über Nacht, Dad?«

»Nein, ich sollte nach Hause gehen.«

»Sei nicht albern. Es ist nach eins. Wir haben morgen nichts vor, bleib also. Wir werden spät frühstücken.«

»Seid ihr sicher, dass es keine Umstände macht?«

»Du bist herzlich willkommen, Jeremy.«

»Eigentlich wollte ich mit euch über eine Angelegenheit sprechen, aber vielleicht hat das Zeit bis morgen.«

»Mach schon, Dad, ich bin putzmunter.«

Doch Peter sah erschöpft aus. »Wenn ihr zu Bett gehen wollt, ist das in Ordnung. Ich muss nicht jetzt darüber reden. Es ist eigentlich keine große Sache.«

»Nein, bitte, Jeremy, du hast uns neugierig gemacht.«

»Heute ist etwas passiert, was ein wenig seltsam ist. Ich sollte mich mit einer Studentin treffen und hatte das per E-Mail vor ein paar Tagen bestätigt. Gestern sah ich sie nach meiner Vorlesung und wir sprachen wieder von dem Treffen. Ich war zur ver-

abredeten Zeit in dem Café, und sie ist nicht gekommen. Also bin ich wieder nach Hause gegangen und wollte sie per E-Mail fragen, warum sie nicht erschienen ist. Aber da fiel mir auf, dass ich ihr offenbar zuvor bereits geschrieben und sie gefragt hatte, ob ich den Termin verlegen könne, was sie wiederum bejahte. Das Problem ist aber, ich erinnere mich überhaupt nicht daran, eine E-Mail mit der Bitte um Terminverlegung geschrieben zu haben, ebenso wenig wie ich mich daran erinnere, ihre Antwort gelesen zu haben, und dennoch sind beide Mitteilungen vorhanden.«

Meredith änderte ihre Position auf der Couch, zog die Füße hoch und deckte sich mit einer grauen Wolldecke zu, die ich ihnen nach einer Reise zu einer Konferenz nach Stockholm im vergangenen Jahr geschickt habe, wie ich mich erinnerte. Ich freute mich, dass sie benutzt wurde und nicht in einen Schrank gesteckt und vergessen oder an einen weniger wohlhabenden Freund weitergeschenkt worden war. »Das ist wohl etwas seltsam. Gab es denn noch andere ähnliche Vorfälle?«

»Nein, Liebes, nicht dass ich wüsste, und deshalb wollte ich mit euch darüber sprechen. Habt ihr etwas bemerkt? Werde ich verrückt?«

»Nein, ganz bestimmt nicht. Ich habe nichts in der Richtung bemerkt. Und du, Peter?«

Peter schüttelte den Kopf. »Ehrlich, ich schwöre dir, Jeremy, dein Gedächtnis ist besser als meins. Ich habe nichts Seltsames bemerkt. Ich meine, du treibst mich oft in den Wahnsinn, aber das ist etwas anderes.« Er lächelte, weil das als Scherz und großzügig gemeint war, und kein Ausdruck echter Verärgerung. Das war die Art Gefrotzel, die bewirkte, dass ich den Burschen mit jeder Begegnung ein wenig besser leiden konnte, und ich spürte, dass er sich in meiner Gegenwart allmählich entspannte und mich als Mitglied der Familie akzeptierte, obwohl ich seine Eltern nur ein paarmal getroffen hatte und bei mir dachte, dass

Meredith allmählich vollständiger in Peters Familie integriert war als er Mitglied der unseren geworden war, vielleicht weil es »unsere« nicht gab; es gab jetzt meine Familie, die aus Meredith und meiner Mutter bestand, und Meredith' Mutter, die eigentlich für sich allein war, sie hat keine Geschwister, ihre Eltern sind tot – Peters Möglichkeiten, ein Mitglied unserer Familie zu werden, so wie Meredith eines der *seinen* werden konnte, waren also beschränkt. Ich empfinde das als Verlust, das stimmt, weil mir bewusst ist, dass die Auflösung unserer Familie zu einem großen Teil meine und nicht Susans Schuld war, obwohl die Verschlechterung jeder Beziehung fast immer an beiden Partnern liegt, und meine Exfrau war nicht ohne Fehler.

Meredith und Peter versuchten mich zu beruhigen, aber gegen zwei Uhr morgens kämpften wir alle gegen die Müdigkeit und Meredith begab sich auf die Suche nach einer Nachtbekleidung für mich und kam nach wenigen Minuten mit einem ungetragenen Schlafanzug zurück, dazu einer nagelneuen Bambuszahnbürste, noch in der Verpackung, und einem Rasierer.

»Hast du damit gerechnet, dass ich über Nacht bleibe?«

»Wir sind auf fast alles vorbereitet. Zehnfach abgesichert.«

»Oder mehr.«

»Wahrscheinlich viel mehr.«

Ich überlegte, ob die Gästezimmer immer vorbereitet waren oder ob Meredith vorhergesehen hatte, dass es einen Übernachtungsgast geben könnte und die Haushälterin, eine Dominikanerin, gebeten hatte, das Bett frisch zu beziehen und Handtücher bereitzulegen. Es war beruhigend, mich aus- und einen neuen Schlafanzug anzuziehen, besonders einen von dieser wunderbaren Qualität – *wunderbar (lovely)*, nicht sehr amerikanisch, das stimmt, aber ich kann es mir nicht abgewöhnen, *nett (nice)* hinterlässt den Geschmack von Wonder Bread auf meiner Zunge –, und dann zwischen diese hochwertigen Laken zu gleiten und die Steppdecke bis zum Kinn hochzuziehen, zu den

Lichtern auf der anderen Seite des Parks hinüberzusehen und meine Tochter in einer so guten Position zu wissen, dass ich mir selbst um meine eigene Sicherheit für den Rest meines Lebens keine Sorgen zu machen brauche. Das war auf eine Weise geschehen, die ich nicht vorhersehen konnte, und mit einer solchen Geschwindigkeit, dass manchmal mein Gefühl für unsere Beziehung ins Wanken geriet. Sie ist noch keine dreißig, anscheinend kaum der Kindheit entwachsen, und doch ist sie auch eine vollwertige Erwachsene mit einer Karriere, mit einem eigenen Unternehmen und mit einem Ehemann, der einer der einflussreichsten Männer in Amerika ist, und das alles in so jungen Jahren! Die Jugend hat irgendwie eine unblutige Revolution zustande gebracht, und ich weiß, es ist töricht anzunehmen, dass die jungen Leute in Amerika nicht schon das Ruder übernommen haben. In jener Nacht konnte ich mit der Gewissheit einschlafen, würde ich am nächsten Morgen aufwachen und mich an nichts aus den vergangenen Tagen oder Wochen mehr erinnern oder hätte mein gesamtes Leben als Erwachsener vergessen, Meredith und Peter würden sich um mich kümmern. Ich würde in die allerbeste Einrichtung an der Ostküste gebracht und bis zu meinem Tod gehegt und gepflegt werden, müsste mir keine Sorgen darüber machen, dass ich in der Kanalisation von New York herumirrend enden würde oder in den Amtrak-Tunneln schlafen müsste, in denen ich, wie ich mich erinnere, einmal wilde Lager gesehen habe, als ich zu meiner Mutter Upstate – in den ländlichen Teil des Staates New York – unterwegs war. Was auch geschieht, ich werde nicht einer dieser Mittellosen sein, verdammt dazu, durchs Netz zu rutschen, wenngleich sich ein Teil von mir jetzt sehr wünscht, dass das möglich sei.

Am nächsten Tag, einem Sonntag, hatten wir es mit dem Aufstehen nicht eilig, aber als wir schließlich zusammentrafen, kurz nach zehn an diesem Morgen, hatte die Haushälterin schon Waffeln gemacht, und da waren eine Schüssel Obstsalat und heißer Kaffee und die *New York Times*, erfreulich dick, alles ausgebreitet auf der Küchenarbeitsplatte aus weißem Marmor. Ich merkte jedoch fast unmittelbar, dass Meredith und Peter miteinander geredet hatten und es etwas gab, das sie mir sagen wollten, als ob sie – und so war es auch – in den Stunden nach meinem Geständnis, dass sich, wie es damals schien, eine unerklärliche Lücke in meinem Gedächtnis aufgetan hatte, meine Person betreffend zu einem Schluss gekommen waren.

Sie warteten, bis wir allein in der Küche waren, im verglasten Frühstücksbereich mit Parkblick. Ich hatte nicht das erste Mal bei ihnen übernachtet, doch es war offensichtlich, dass sie sich mittlerweile eine behagliche Routine angewöhnt hatten, die ein Streben nach dem Ideal nahelegte, nach der bestmöglichen Art, Kaffee zu trinken, zu frühstücken und die Schönheit ihrer Aussicht zu genießen, ganz zu schweigen von der Schönheit des anderen. Sie sind zweifellos ein hinreißendes junges Paar, dessen Attraktivität nicht nur mit Jugend zu tun hat, sondern mit der Art und Weise, wie sie dieses Altersprivileg sorglos annehmen, und falls doch ein Unbehagen auftaucht, so wird dies immer vom Bewusstsein gemildert werden, dass sie, solange es keine Revolution gibt, eine dauerhafte Sicherheit genießen.

»Wir haben miteinander gesprochen und wir würden dir gern einen Termin bei einer wirklich großartigen Ärztin vermitteln.«

»Mein Dad war bei ihr in Behandlung, Jeremy. Sie ist eine der Topspezialisten der Stadt, wenn es um Gedächtnisprobleme geht.«

»Ihr glaubt also doch, dass ich ein Problem habe?«

»Nein, Dad, ehrlich, keiner von uns hat etwas bemerkt. Wir denken nur ...«

»Ist es nicht besser, von vornherein auszuschließen, dass etwas nicht in Ordnung ist, Jeremy? Möchtest du es nicht lieber gleich wissen, in einem frühen Stadium, statt mit der Ungewissheit und den Sorgen zu leben?«

Was beide sagten, klang ehrlich. An Ehrlichkeit mangelt es ihnen nicht.

»Ihr habt natürlich recht.«

»Kann ich noch in dieser Woche einen Termin für dich vereinbaren? Ich bin sicher, dass wir dich vor Thanksgiving unterbringen können.«

Peter hielt Wort und verschaffte mir einen Termin für Montag, wo ich keine Seminare und keine anderen Verpflichtungen hatte – außer dem verlegten Treffen mit Rachel um sechzehn Uhr in meinem Büro. Ich war Peter dankbar, dass er seinen Einfluss geltend gemacht hatte, und ich hoffe, dass ich trotz allem, was seit jener Woche passiert ist, als ich anfang, die seltsamen Veränderungen, die mein jetziges Leben bedrängen, wahrzunehmen, genügend Dankbarkeit für seine Hilfe gezeigt habe.

Nach dem Brunch ging ich nach Hause. Meredith bot mir an, mir ein Auto zu besorgen, und diesmal nahm ich an, weil ich noch müde war vom Abend zuvor und ich, wenn auch nur noch für etwa eine halbe Stunde, in dem Bewusstsein schwelgen wollte, dass sich jemand um mich kümmerte. Wie anders mein Leben wäre, wenn ich in Großbritannien geblieben wäre, wenn ich das Haus in der Divinity Road nicht verkauft, sondern etwas beengt,

doch bequem weiter dort gewohnt, gelegentlich einen Abstecher in irgendeine europäische Stadt gemacht und ein in vielerlei Hinsicht sehr unenglisches Leben geführt hätte, oder zumindest ein Leben, das nicht typisch war für das beschränkte Leben, das so viele Menschen in Großbritannien führen müssen. Nicht dass ich in meiner NYU-Wohnung weniger Platz hätte, tatsächlich ist das Gegenteil der Fall, auch wenn es keinen Garten gleich vor dem Esszimmer gibt, doch ich empfinde auch keine schwindelerregende Unsicherheit, wie sie mich manchmal in Oxford überkam, wenn ich allein im Bett lag und mich fragte, ob das Haus abgeschlossen war. In New York fühlte ich mich als Weißer eines gewissen Alters und einer gewissen Klasse ziemlich sicher, trotz der Unberechenbarkeit der Stadt und ihrer Probleme mit Polizeikorruption, Kriminalität und Terror, obwohl auch Oxford nicht gefeit war vor Terror, oder zumindest nicht vor denjenigen, die diese Seuche sogar in die verschlafeneren Weltwinkel zu tragen suchten.

Als ich auf der Rückbank des schwarzen Wagens die Seventh Avenue hinunterfuhr, dachte ich an einen syrischen Doktoranden, der fast gleichzeitig mit mir nach Oxford gekommen war, und ich denke auch jetzt an ihn und frage mich, ob meine kurze Verbindung zu ihm ein Vorgeschmack auf das, was kommen sollte, gewesen sein könnte. Der junge Mann hatte mir und meinen Kollegen gegenüber merkwürdige Drohungen geäußert und eine Sonderbehandlung aus allein dem Grund gefordert, dass er zuvor bei den Vereinten Nationen in New York für die syrische Delegation gearbeitet hatte. Als seine Forderungen abgewiesen wurden, bedrohte er das ganze Institut. Zunächst nahm das keiner ernst, aber als die Drohungen eskalierten, meldete ich den jungen Mann bei der Terroristenhotline, die Großbritannien damals eingerichtet hatte, und innerhalb weniger Tage verschwand er und man hörte nichts mehr von ihm.

Ich habe mein Handeln damals nicht bedauert und tue es

immer noch nicht, und die Tatsache, dass er verschwand, sagt mir, dass es kein Fehler gewesen war, ihn den Behörden zu melden. Jetzt fällt mir ein, wie leicht ein einziger Hinweis, ein Anruf, nicht länger als fünf Minuten, das Leben eines Fremden ändern kann. Unterscheide ich mich denn noch von den gewöhnlichen Ostdeutschen, die zu Informanten der Stasi geworden waren, frage ich mich. Ich nahm an, dass der junge Syrer eine Bedrohung darstellte, hatte aber keinen anderen Beweis als meinen Verdacht und meine Ängste. Ich erinnere mich jetzt, dass er etwas Ähnliches zu mir sagte wie: »Die Dinge werden sich hier bald ändern. Ihr werdet sehen, wer wirklich das Sagen hat.« Vielleicht war das bloß die Angeberei eines jungen Mannes. Je länger ich darüber nachdenke, so erscheint mir diese Äußerung tatsächlich eher als unkluge Wichtigmacherei, als eine Art Drohung, die jemand, der von einem autoritären Chef gedemütigt wurde, dann seinerseits nach unten weiter gibt – die Art Hybris, die ich, kann ich mir vorstellen, bedauerlicherweise gegenüber einem älteren Kollegen an der Columbia University zur Schau gestellt haben könnte. Vielleicht war an dem jungen Syrer nichts Verdächtiges, doch der britische Nachrichtendienst musste anderer Meinung gewesen sein, sonst wäre er nicht verschwunden. Möglich ist wohl auch, dass er nicht verhaftet wurde, sondern sich einfach aus dem Staub machte. An jenem Sonntag, als wir in die Bleecker Street einbogen und plötzlich eine Gruppe junger Männer aus dem Nahen Osten beim Überqueren der Straße den Wagen umringte, stand mir plötzlich sein Gesicht vor Augen. Ich hatte mich während meiner Jahre in Oxford mehr oder weniger dagegen geimpft, in jedem braunen Gesicht gleich eine Gefahr zu sehen, besonders nach dem Kauf des Hauses in der Divinity Road. Der schnellste Weg von dort zu meinem College führte nämlich durch die Cowley Road, wo so viele Pakistani und Menschen aus anderen Gegenden der muslimischen Welt Geschäfte haben und wohnen und auch ihre Religion praktizieren. Vom Garten hinter meinem Haus konnte ich

die Kuppel und das weiße Minarett der Oxforder Zentralmoschee sehen und mehr als einmal war ich gezwungen, die Musik einer Party in irgendeinem Nachbargarten mitzuhören, Melodien und Rhythmen, die mich nach Lahore oder Istanbul versetzten. Nein, direkt nach den Angriffen auf New York und Washington in Oxford zu leben war wie eine Konfrontationstherapie, bei der man dem ausgesetzt wird, was man am meisten fürchtet.

In meinem Gebäude arbeiten mehrere Portiers, aber der Bursche, der an jenem Sonntag Dienst hatte, war ein adretter Puerto-rikaner namens Rafa.

»Professor O’Keefe! Ein Paket für Sie.«

Von seinem Platz hinter dem Tresen deutete er auf den Bereich, wo die Pakete abgelegt werden, in der Nähe der Briefkästen und der Fenster, die zum von drei Gebäuden umgebenen Hof hinausblicken. Merkwürdig, dass ein Paket an einem Sonntag ankam, aber vielleicht war es am Sonnabend ausgeliefert worden, und ich hatte vergessen, mich zu erkundigen, ob etwas für mich abgegeben worden war.

»Wissen Sie, ob das gestern gekommen ist, Rafa?«

»Kann ich Ihnen nicht sagen, Chef. Ich bin heute Morgen um zehn reingekommen, und es war schon da. Gestern hatte Ignacio Dienst. Sie können ihn morgen fragen.«

Das Paket war in Packpapier eingewickelt und hatte die Größe der alten Kosmetikköfferchen, die meine Mutter als junge Frau benutzte, die Art Gepäckstück, das keiner mehr in Flugzeuge mitnimmt, das aber einst zur Grundausrüstung einer Frau gehörte; ich erinnere mich, dass das letzte dieser Köfferchen, das sie besaß, ehe sie dem Zeitalter der strengen Gepäckbeschränkungen weichen mussten, mit türkisfarbenem Vinyl überzogen war und zu einem größeren Kofferensemble in derselben Farbe gehörte, mit Messingschlössern und -verschlüssen. Es musste aus den Neunzehnhundertsechzigern gestammt haben, und nachdem

meine Mutter es nicht mehr für ihr Make-up benutzte, wurde es zum Behältnis für Fotos, die es nicht in Alben geschafft hatten. Jetzt bewahrt sie es unter ihrem Bett auf und öffnet es, soweit ich weiß, weiterhin jeden Tag, atmet den Geruch des Köfferchens nach alten Kosmetikartikeln ein, nach dem sich langsam zersetzenden Vinyl und der chemischen Substanz, die benutzt wurde, um die türkise Farbe zu fixieren. Das Paket war von der Größe und auch dem Gewicht dieses Kosmetikköfferchens, wenn es mit Fläschchen und Flakons vollgepackt war. Als ich es im Fahrstuhl auf dem Weg in die dritte Etage in Händen hielt und die unbekannte Handschrift prüfte, in der es an mich, Professor Jeremy O'Keefe, adressiert war, überlegte ich, was es enthalten könnte. Da war kein Absender, kein Hinweis, wer es abgeschickt hatte, keine Frankierung und daher kein Poststempel, also keine Möglichkeit, herauszufinden, wo es hergekommen war, wenigstens nicht, ehe ich es aufgemacht hatte.

Ich stellte das Paket auf dem Couchtisch im Wohnzimmer ab, und es ist möglich, dass ich es dort vergessen habe; oder ich war so beunruhigt über sein geheimnisvolles Eintreffen, dass ich mich scheute, es zu öffnen; vielleicht war ich jedoch auch abgelenkt, weil Meredith mich anrief, um mir zu sagen, dass Peter mit Dr. Sebastian gesprochen und einen Termin am Montagvormittag um zehn für mich vereinbart hatte, was mir reichlich Zeit verschaffte, zu meinem Treffen mit Rachel um sechzehn Uhr in meinem Büro zu sein. »Vielleicht ist es an der Zeit, dass du dir ein Smartphone zulegst«, sagte Meredith. »Dann hast du immer Zugriff auf deine E-Mails, und so etwas würde wahrscheinlich nicht mehr passieren.«

»Ich überlege es mir.«

»Komm schon, ich weiß, das heißt, dass du es dir nicht überlegst.«

»Okay, Liebes, ich besorge mir morgen oder übermorgen eins, wenn dich das glücklich macht.«



Patrick Flanery

Ich bin niemand

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 400 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-89667-578-1

Blessing

Erscheinungstermin: März 2017

Ein spannender und elegant erzählter Roman über die Welt in Zeiten wachsender Überwachung.

Als der Geschichtsprofessor Jeremy O'Keefe nach zehn Jahren aus Oxford in seine Heimatstadt New York zurückkehrt, um dort an der New York University zu unterrichten, gerät er in einen Sog seltsamer Vorfälle: Eine Studentin kommt nicht zum verabredeten Treffen, später stellt er verdutzt fest, dass er selbst die Verabredung abgesagt haben soll; ein ihm unbekannter junger Mann behauptet, ihn zu kennen; eine Reihe Pakete erreichen ihn, mit den Ausdrucken seiner Telefonverbindungen und seines Mailverkehrs der letzten Monate; der mysteriöse junge Mann taucht immer wieder auf – O'Keefe fühlt sich verfolgt, kann die Geschehnisse nicht zuordnen. Ist jemand hinter ihm her? Spielt ihm jemand einen bösen Streich? Wird er überwacht? Oder wird er einfach verrückt? Nach und nach stellt sich heraus, dass der Ursprung dieses Rätsels in O'Keefes Zeit in Oxford begründet liegt.

Ein stilistisch herausragender, hochintelligenter Roman über Erinnerung, Verdrängung und das, was geschieht, wenn unsere Vergangenheit uns einholt.



[Der Titel im Katalog](#)